



Jan Kruse | Stephanie Bethmann |  
Debora Niermann |  
Christian Schmieder (Hrsg.)

# Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen

Eine Einführung in Theorie und Praxis

**BELTZ JUVENTA**

Jan Kruse, Stephanie Bethmann,  
Debora Niermann, Christian Schmieder

# Qualitative Interviewforschung im Kontext fremder Sprachen

Eine Einleitung

In und mit fremden Sprachen forschen: Diese Herausforderung stellt sich – insbesondere im Feld qualitativer Sozialforschung – immer mehr Forschenden im Zuge der Globalisierung und Internationalisierung von Forschung und Hochschullehre. Doch auf was muss geachtet werden, wenn in oder mit einer Sprache geforscht wird, die nicht die Muttersprache der Forschenden oder der Beforschten ist? Wo liegen technische, sprachlich-kommunikative, (inter-)kulturelle und erkenntnistheoretische Probleme – aber auch Chancen? Diese Fragen sind in verschiedenen Disziplinen virulent geworden, aber leider nur selten systematisch in ihren Konsequenzen für die Forschungspraxis diskutiert worden. Hier setzt der vorliegende Band an, indem er einen Überblick über disziplinäre, theoretische und methodische Diskussionen zum Thema ‚in und mit fremden Sprachen forschen‘, insbesondere zum Verstehen und Übersetzen, bietet – allerdings immer aus einer forschungspraktischen Perspektive. Im Folgenden sollen in einem einleitenden Sinne einige zentrale Aspekte der Debatte skizziert werden, denn die Einleitung zu diesem Band kann die komplexe Gemengelage der zu behandelnden Thematik nicht aufarbeiten. Abschließend werden die Beiträge, die sich in diesem Band versammeln, kurz vorgestellt, um so einen Überblick zu geben, was in den einzelnen Aufsätzen vertiefend diskutiert wird.

## Forschen als ‚Über-Setzen‘ und ‚Ver-Stehen‘

Dass Verstehen sich nicht von selbst versteht, erfahren wir dann am eindrücklichsten, wenn wir missverstehen und irritiert werden. Es gibt einen riesigen Fundus der kulturellen und sprachlichen Missverständnisse, die beispielsweise bei interkulturellen Trainings für Heiterkeit über die Fremdheit der ‚Anderen‘ sorgen sollen. Eine irritierende Situation erlebte auch eine der Herausgeberinnen während eines Forschungsaufenthaltes in Indonesi-

en.<sup>1</sup> Als sie nach einem Jahr der Abwesenheit in ihr Feld zurückkehrte, wurde sie dort freudestrahlend mit den Worten begrüßt „Du bist aber dick geworden!“ Da wir alle Experten und Expertinnen der Alltagskommunikation sind (vgl. Garfinkel/Sacks 2004), fassen wir ein solches deskriptives Statement stets auch als hintergründige Botschaft bzw. als Positionierung auf (vgl. Kruse/Schmieder i. d. Band; Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Schulz von Thun 1994). War diese Begrüßung eine wenig subtile Mitteilung, dass man sich nicht freute, die Forscherin wiederzusehen? Das Gegenteil war der Fall. Dünn zu sein zeugt vor dem Hintergrund indonesischer Lebensbedingungen eben nicht unbedingt, wie in Deutschland, von einem Lebensstil der gebildeten Mittelschicht, sondern kann ebenso ein Zeichen von Armut sein und somit bedeuten, dass man ‚nicht gut‘ aussieht (vgl. Gututzer 2004: 84). So kann der Kommentar, man sei dick geworden, in einem entsprechenden lebensweltlichen Kontext eine charmante Floskel sein – was der Überraschung der Forscherin in jenem Augenblick keinen Abbruch tat. Worte transportieren nie eindeutige Inhalte, sondern situative Bedeutungen, die abhängig sind von den Kontexten, in denen sie verwendet werden (vgl. Garfinkel/Sacks 2004; s. Kruse/Schmieder i. d. Band). So kann es sein, dass es mit einer scheinbar akkuraten Wort-für-Wort-Übersetzung völlig misslingt, die pragmatische Bedeutung einer Äußerung wiederzugeben (vgl. Wettemann sowie Enzenhofer/Resch i. d. Band).

Das Problem und die Komik des Missverstehens basieren darauf, dass Übersetzungsprozesse immer ein kulturelles Wissen voraussetzen, weil jede Sprache und jede Sprachkultur – auch die Sprachverwendung einer Subkultur, eines Milieus, einer Generation etc. – mit demselben Begriff anderes verbindet (zu dieser ‚Seinsverbundenheit‘ von Sprache s. weiter unten im Text). Die Vieldeutigkeit von Sprache erleben nicht zuletzt Großeltern, wenn ihre Enkelkinder ihnen erklären, dass ihre Lieblingsmusikerin „geil“ sei. Das Ziel sozialwissenschaftlichen Übersetzens ist es natürlich gerade nicht, Fremdheit in lustigen Anekdoten zu zementieren (kritisch hierzu z. B. Moosmüller 2004), sondern jene Kontexte nachzuvollziehen, die die Bedeutung einer Äußerung oder einer Handlung ausmachen. Die Bedeutung der Worte ist dabei unauflöslich mit dem „sinnhaften Aufbau“ der jeweiligen Sozialwelt, in der wir forschen, verbunden (vgl. Schütz 2004).

Die methodologischen Ansätze ethnologischer Forschung haben seit langem die kulturelle und sprachliche Übersetzung zum Thema (s. u.). Doch mehr und mehr ist das Problem der Übersetzung auch in der Breite sozialwissenschaftlicher Fächer angekommen (vgl. Cappai 2008). Vor allem im englischsprachigen Diskurs werden Herausforderungen für qualitative Forschung im Kontext von Fremdsprachen/Cross-Language Research breit diskutiert (bspw. Berman/Tyyska 2011; Edwards 1998; Esposito 2001; Hole

---

1 Das Beispiel beruht auf Feldtagebucheinträgen von Stephanie Bethmann, die im Rahmen eines Forschungsaufenthaltes in Yogyakarta/Indonesien 2005 entstanden.

2007; Larkin/de Casterl /Schotsmans 2007; Marschan-Piekkari/Welch 2004; Squires 2008; Temple 2002, 2006, 2008; Temple/Young 2004; Wallin/Ahlström 2006). So ist auch das diesjährige Thema des bedeutenden, jährlich stattfindenden Methodenkongresses in Urbana-Champaign/Illinois „Qualitative Inquiry As Global Endeavour“. Und es zeigt sich, dass nicht nur die Ethnologie bzw. Anthropologie methodisches Werkzeug besitzt, um mit den offenen Fragen der mehr- und fremdsprachigen Forschung umzugehen. Auch für die methodologischen Fundamente interpretativer Sozialforschung, auf die sich fast alle heute akzeptierten qualitativen Methoden berufen, ist die (Un-)Möglichkeit fremdzuverstehen der Dreh- und Angelpunkt ihrer Überlegungen – von Karl Mannheim, Max Weber und Alfred Sch tz über die Feldforschungspioniere der *Chicago School of Sociology* bis hin zu Harold Garfinkel (s. Kruse/Schmieder i.d. Band, vgl. Strübing/Schnettler 2004). Denn auch im alltäglichen Kommunizieren in der eigenen Muttersprache können wir stets nur vermuten, dass das, was wir verstanden haben, dasselbe ist wie das, was der bzw. die Andere zu sagen meinte. Aufgrund der „wesensmigen Vagheit“ von Sprache müssen die Sprecher/innen stets „etwas anderes meinen als man in noch so vielen Worten ausdrücken kann“ (Garfinkel 2004: 397). Verstehen kommt also niemals ohne einen Übersetzungsprozess aus und die Methoden der Sozialforschung bieten einen vielseitigen und heterogenen ‚Werkzeugkoffer‘, um ‚fremden‘ Sinn zu rekonstruieren.

## **Die unausweichliche ‚Inter-Disziplinarität‘ von Forschung im Kontext fremder Sprachen**

Die Methoden und methodologischen Grundhaltungen zur qualitativen Interviewforschung im Kontext fremder Sprachen sind dabei immer auch eine Frage der *Disziplinen* bzw. der *Interdisziplinarität* (vgl. Cappai 2008: 9–24). Cappai (ebd.: 9ff.; s. auch Cappai 2003a; Matthes 2005a) betont die besondere Bedeutung des Verhältnisses von Soziologie und Ethnologie, zwei Disziplinen, die in ihrer Wirkungsgeschichte mitunter sehr unterschiedliche Ansätze und Haltungen verfolgt haben, mit den Problemen der „empirischen Erforschung des Fremden“ umzugehen, die aber im Grunde genommen komplementär aufeinander bezogen werden sollten, um damit einen Prozess des voneinander Lernens zu eröffnen:

„Damit ist [...] gemeint, dass sich der Ethnologe nicht gegenüber jenen phänomenologisch und wissenssoziologisch begründeten Ansätzen in der Soziologie versperren kann, die dem empirisch verfahrenenden Forscher – zu Hause sowie in der Fremde – sowohl eine grundlagentheoretische Untermauerung als auch ein konzeptionell abgesichertes Forschungsinstrumentarium liefern, die komplementär zu den klassischen

Methoden ethnologischer Forschung stehen. Andererseits sollte der Soziologe von der Vorstellung Abschied nehmen, die metatheoretische Absicherung des eigenen Tuns sei per se Garantie für gute Forschung. Auch sollte er sich von der verbreiteten, aber falschen Meinung distanzieren, schon das Abschütteln klassischer Gütekriterien und das Bekenntnis zur Flexibilität und Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand reiche aus, seinem Vorgehen das Siegel der Transkulturalität zu verleihen.“ (Cappai 2008: 10)

Auf der einen Seite wird anhand des Zitats deutlich, dass *Disziplinen* mit *Methoden* thematisch verbunden sind. Es gilt also zu reflektieren, dass die Methodenwahl auch disziplinäre Verortungen mit sich bringt, und zugleich den Blick über den Tellerrand der eigenen Disziplin zu nutzen, um die Qualität einer gegenstandsgemessenen Forschung durch methodische Anleihen zu steigern. An dieser Stelle sei nur kurz auf die Arbeiten von Joachim Matthes verwiesen, der den Zusammenhang von *Methode und Disziplin* sowie *Methode und Kultur* auf der Basis seiner eigenen empirischen Studien sehr kritisch aufgearbeitet und reflektiert hat (vgl. Matthes 2005a, 2005b). Auf der anderen Seite wird bereits in diesem Rahmen angedacht, dass es durch den Wandel des Sozialen insbesondere aufgrund seiner globalen Dimensionen zu einer notwendigen gegenseitigen disziplinären Durchdringung kommen muss, um so dem Forschungsgegenstand adäquat begegnen zu können:

„Typische Orte der klassischen ethnologischen Forschung unterliegen heute einem Prozess zunehmender Ausdifferenzierung und Autonomisierung unterschiedlicher Handlungssphären und erreichen dadurch im Bereich von Recht, Wirtschaft, Politik, Religion und Erziehung eine gesellschaftliche Komplexität, die der klassisch geschulte Ethnologe allein kaum bewältigen kann. Es handelt sich allerdings dabei um eine Komplexität, die auch nicht mit soziologischen Theorien klassischen Zuschnitts erfasst werden kann. [...] Dem Soziologen und Ethnologen, der bereit ist, sein methodisches Instrumentarium an die Besonderheit des Forschungsobjektes anzupassen, liefert dies ein spannendes Forschungsfeld.“ (Cappai 2008: 11f.)

Vor dem Hintergrund des sozialen Wandels in seiner globalen Dimension werden bisherige disziplinäre Abgrenzungen oder Arbeitsteilungen obsolet, was Cappai (2008: 12) am Beispiel der Migrationsforschung veranschaulicht:

„Die Fragwürdigkeit des Festhaltens an einer arbeitsteiligen Logik zwischen Ethnologie und Soziologie wird [...] auch dann klar, wenn wir den Blick auf moderne westliche Gesellschaften richten. Diese erfahren vor allem in der Weise von Enklaven- und Milieubildung neuartige For-

men interner Segmentierung, welche die fortschreitende funktionale Differenzierung auf eigentümliche Weise überlagern. Insbesondere internationale Migration zeichnet sich immer mehr als treibende Kraft in diese Richtung aus. Vor allem in der Folge von und als Reaktion auf Einwanderung findet in westlichen Gesellschaften ein Traditionalismus wieder Eingang, den man irrigerweise als überwunden erachtete. [...] Für die Analyse dieser besonderen Mischung von Tradition und Modernität in ein und derselben Gesellschaft, in ein und derselben Gruppe, in ein und demselben Individuum, ist eine enge Zusammenarbeit zwischen Soziologie und Ethnologie dringend angeraten.“

Das Thema der Disziplinarität umfasst jedoch – gerade im Rahmen von Forschung im Kontext fremder Sprachen – noch ein weiteres Verhältnis: nämlich das von akademischer Grundlagenforschung und anwendungs- bzw. verwertungsbezogener Forschung. Hiermit kommen nicht nur weitere äußerst relevante Disziplinen hinzu wie insbesondere die (regionalen) Politikwissenschaften (vgl. exempl. Alpermann i.d. Band) und die Betriebswissenschaft (vgl. exempl. Buber/Chudzikowski i.d. Band), sondern eben sehr unterschiedliche Forschungskulturen, -rationalitäten und Erkenntnisinteressen. Diese werden u.E. unnötig zwischen ‚quick and dirty‘ und ‚lost in space‘ polarisiert: Vielmehr gilt es, sehr pragmatische und eher grundsatzorientierte Herangehensweisen aufeinander zu beziehen, um erfolgreich zu forschen im Sinne von produktiven Mittelwegen. Zusammenfassend kann damit festgehalten werden, dass Forschung im Kontext fremder Sprachen im Grunde genommen als ein Katalysator für interdisziplinäres Arbeiten und Lernen betrachtet und genutzt werden müsste (vgl. Buber/Chudzikowski i.d. Band).

## **Kultur erfahren und repräsentieren – ethnologische Perspektiven**

Das Forschen in und mit fremden Sprachen ist seit dem 19. Jahrhundert ein fester Bestandteil der ethnologischen und kulturalanthropologischen Forschung, oftmals auch die Arbeit mit schriftlosen und bis dato unübersetzten Sprachen (zum Erlernen einer unbeschriebenen Sprache s. Senft i.d. Band). Zunächst herrschten noch die ‚Lehnstuhl-Ethnologen‘ vor, die am heimischen Schreibtisch forschten und ihre Informationen von „Männern vor Ort“ (Clifford 1993: 117), z.B. Missionaren, Reisenden oder Kolonialbeamten, bezogen. Doch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Legitimität ethnologischer Forschung immer stärker daran geknüpft, persönlich und längerfristig im Feld am Alltag der Beforschten teilgenommen und sich entsprechend in deren Sprache zumindest zurechtgefunden zu haben (ebd. 120f.). Fixiert wurde dieser Anspruch durch die Institutionalisierung der Feldforschung als Methode der Ethnologie, wofür Malinowskis 1922 er-

schieneses „Argonauten des westlichen Pazifik“ als Manifest gelten kann. Dieser Paradigmenwechsel zeigt sich nicht zuletzt an der Praxis fachinterner Kritik: Als Margaret Meads Arbeiten zu Samoa in Verruf gerieten, waren der Umstand, dass sie nicht bei ihren Informantinnen gewohnt hatte, sowie der Grad ihrer Sprachkompetenz zentrale Argumente in der Debatte um die Qualität ihrer Forschung (ausführlicher Shankman 2009). Bis heute ist das Erlernen regionaler Sprachen fester Bestandteil im ungeschriebenen Curriculum einer ethnologischen Laufbahn und wird als wichtiges Qualitätsmerkmal beispielsweise von Dissertationen erwartet. Es zeigt sich hierbei aber auch, dass dies eine Distinktionspraxis von Regionalwissenschaften gegenüber ihren Mutterdisziplinen darstellt (vgl. Alpermann i. d. Band).

Im Rahmen der Writing-Culture-Debatte und der Krise der Repräsentation seit den 1980er Jahren hat die Ethnologie sich reflektierter als andere Disziplinen damit auseinandergesetzt, wie im Schreiben über ihren Gegenstand – über Kultur/en – Autorität und Legitimität hergestellt werden (Abu-Lughod 2006; Behar/Gordon 1995; Berg/Fuchs 1993; Clifford/Marcus 1986). Zu den „stilistischen und expressiven Konventionen“ (Knecht/Welz 1995: 80), mit denen wissenschaftliche Studien die ‚Wahrheit‘ (die stets eine partielle und parteiische Wahrheit ist, vgl. Clifford 1986) ihrer Ergebnisse inszenieren, gehört auch das Einstreuen von indigenen Begriffen und Zitaten in Originalsprache (vgl. Garfinkel 2004: 424f.). Wissenschaftliches Schreiben ist u. a. „Überzeugungsarbeit“ (vgl. Knecht/Welz 1995: 86). Das Verwenden ‚fremder‘ Worte hat dabei legitimierende und repräsentierende Funktionen: Sie bezeugen einerseits „Kulturkenntnis“ und das „dort gewesen sein“ und untermauern damit die „ethnographische Autorität“ (Clifford 1993). Andererseits repräsentieren sie eventuelle vielfältige Stimmen der Beforschten im Text, machen diese sichtbar und geben so auch Repräsentationsmacht an sie ab. Schließlich ist auch die Bewahrung der kulturellen Kategorien einer anderen Sprache ein wichtiges Anliegen, insofern es den Übersetzungsprozess einer Forschung transparent macht und eine „Nostrifizierung“ (Matthes 2005a) anderer Denksysteme durch die eigenen Kategorien und Relevanzen vermeiden will (vgl. Layton 1997: 194; Renn 2005: 195; s. hierzu auch noch im Folgenden). Insbesondere Arbeiten der kognitiven Anthropologie betonen den Zusammenhang zwischen Sprechen, Denken und Wahrnehmen (D’Andrade 1995) und sensibilisieren damit für Übersetzungspraktiken.

Die ‚poetischen‘ Implikation von Ethnografie, wie Clifford und Marcus (1986) den neuen Fokus auf Praktiken des Schreibens über Kultur/en nennen, resultierten in neuen Formen von Ethnografien (Goodall 2000). Während sie die Rolle der Forscherperson im Feld sehr deutlich machen, reflektieren sie dabei auch das Erlernen von Sprache als Teil eines umfassenden methodischen Programms der Ethnologie: der Sozialisation ins Feld, bei dem der/die Forscher/in wie ein Kind neu erlernt, die Welt mit den Wahrnehmungs- und Denkkategorien der erforschten Kultur zu erfassen (s. Han-

gartner i.d. Band). Eine Extremposition ist die soziologische Ethnografie von Loïc Wacquant (2003), der selbst Preisboxer wird, um die Werteordnung eines Boxclubs im Chicagoer Ghetto zu verstehen. In der ethnologischen und ethnografischen Forschung soll die methodische Rekonstruktion von Sinn durch erlebendes Nachvollziehen bewerkstelligt werden, wobei Sprache lernen ein ganz wesentlicher Teil dieser Sekundärsozialisation ist.

## **Sprache und Kultur in sprachphilosophischer Perspektive**

Sozialforscher/innen, die ihre empirischen Studien im Kontext fremder Sprachen und damit Kulturen durchführen, sind auf einem Glatteis unterwegs, das durch eine Fülle von sprachphilosophischen sowie sprachwissenschaftlichen Theorien auf der einen und Kulturtheorien sowie Epistemologien des Kulturvergleichs auf der anderen Seite gründlich poliert worden ist. Einige zentrale Punkte dieser theoretischen Perspektiven möchten wir hier nur kurz skizzieren und daraus schlussfolgern, dass das schier Unmögliche partiell möglich und äußerst spannend ist.

Im Forschungskontext fremder Sprachen ist man grundlegend damit konfrontiert, dass Sprache und Kultur stets nur in einem Konnex existieren. Frühere Theorien der Abbildfunktion von Sprache sind inzwischen vollends der Sicht auf die Konstruktionsfunktion von Sprache gewichen: „Teilweise auf einer Einsicht Humboldts aufbauend, verschiebt die zeitgenössische Sprachphilosophie den Akzent von der abbildenden zur kreativen Funktion von Sprache. ‚Welt‘ ist keine vorfindbare universelle Wirklichkeit, ‚Welt‘ wird sprachlich erzeugt“ (Cappai 2003a: 18). Und Renn führt hierzu aus:

„Die Sprache selbst ist nicht neutral; Bedeutung ist abhängig von kulturellen Horizonten, so dass sprachliche Repräsentationen, die über sprachliche, praktische und kulturelle Grenzen hinweg referieren, den Übersetzungscharakter erst der Darstellung und dann des Vergleichs von ‚Kulturen‘ nicht durch die vermeintliche Bedeutungskonstanz neutralisieren können“ (Renn 2005: 203).

Diese Konstruktionsfunktion von Sprache baut auf der ‚Seinsverbundenheit‘ von Sprache auf, die sich bereits in dem sprachphilosophischen Werk von Wittgenstein, aber auch in der Wissenssoziologie Mannheims findet (vgl. Böckler 2003: 61 ff.; Cappai 2003b: 107 ff., 123 ff.; Kienzler 2007; Kruse/Schmieder i.d. Band; Renn 2005: 208 ff.): „Sprache darf für Wittgenstein nicht als getrennt von einer konkreten ‚Lebensform‘ verstanden werden“ (Cappai 2003b: 109). Sprache in ihrer Seinsverbundenheit zu betrachten eröffnet die pragmatische Wende, was bedeutet, dass der Sinn sprachlicher Symbole nicht als definite semantische Repräsentationen spezifischer Entitäten zu verstehen ist, sondern durch den konkreten Gebrauch von



sprachlichen Symbolen innerhalb eines weiten Feldes kultureller Praktiken der Bedeutungskonstruktion. Jeder sprachliche Ausdruck trägt im Prinzip eine Fülle von Bedeutungen, nämlich all jene, die er in den unterschiedlichsten Kontexten seiner Verwendung annehmen kann. Ohne also die kulturellen Kontexte zu kennen, in deren Rahmen ein Ausdruck dies oder jenes bedeuten kann, kann man seine ‚Gebrauchs-Bedeutung‘ nicht verstehen und somit auch nicht übersetzen (vgl. Renn 2005: 204f.; s. auch Kruse/Schmieder i. d. Band).

Fremde Sprachen zu verstehen bedeutet also fremden kulturellen Sinn zu rekonstruieren, woraus sich das allgemeine Problem des Fremdverstehens und des hermeneutischen Zirkels ergibt (vgl. Kruse 2009). Matthes (2005a) hat in seinem äußerst lesenswerten Aufsatz „The Operation called ‚Vergleichen‘“ auf die Grundprobleme hingewiesen, nämlich die der *Nostrifizierung*, des *Ethnozentrismus* und des *Exotismus*. Renn (2005: 195) führt hierzu aus: „Sind nicht ‚andere‘ kulturelle Lebensformen so radikal anders, dass jeder Vergleich zwischen den Kulturen auf dem Boden einer Kultur, unter Verwendung der Begriffe und im Horizont der ‚eigenen‘ Schemata, vorweggenommen wird, nur bei sich bleibt, eine Spiegelfechterei bedeutet, die ‚andere‘ assimiliert oder bestenfalls exotisiert, dabei in jedem Falle verkennt, schlimmstenfalls vergewaltigt?“ Dabei handelt es sich allerdings um ein grundsätzliches Problem sozialer Verständigung:

„[...] wenn sich aber schon innerhalb von Kommunikationsgemeinschaften, die vermeintlich dieselbe Sprache sprechen, die pragmatischen Kontexte derart ausdifferenziert haben, dass Zweifel an der Möglichkeit von Verständigung zwischen den Mitgliedern der entsprechenden Subkulturen anzumelden sind, dann gilt dies natürlich noch in weit höherem Maße angesichts der Unterschiede in den sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen zwischen Kommunikationsgemeinschaften mit unterschiedlicher Sprache.“ (Böckler 2003: 63)

Das Problem kann somit noch zugespitzt werden: „Wenn aber Sprache unauflöslich mit einer besonderen Lebensform verbunden, also mit der Gesamtheit von Praktiken und Gewohnheiten einer bestimmten Sprachgemeinschaft verbunden ist, bis zu welchem Grad ist es dann möglich, Bedeutungen einer bestimmten Gemeinschaft in Bedeutungen einer anderen Gemeinschaft zu übertragen?“ (Cappai 2003b: 113) Eine extreme Position des sprachlichen Relativismus kommt zu dem Schluss, dass Übersetzung unmöglich sei, was auch als *Inkommensurabilitätsthese* bezeichnet wird. Wenn man nun davon ausgeht, dass Sprache uns, indem sie Wahrnehmungen strukturiert, die Welt erst erschließt, dann „lassen sich fremdkulturelle Ausdrücke oder Praktiken nicht in die eigene Sprache ‚übertragen‘, indem schlicht eine identische Bedeutung oder identische Referenzgegenstände [...] unterstellt werden, die dann ebenso gut in der eigenen Sprache repräsentierbar wären“

(Renn 2005: 205). Denn für Personen, die aus einer anderen ‚Lebensform‘ heraus agieren und wahrnehmen, ‚gibt‘ es ja auch strenggenommen nicht dieselben Gegenstände in ihrer Welt.

Diese unauflösliche Gefangenschaft im eigenen Sprach- und Bedeutungssystem verdeutlicht Quine mit seinem „Experiment der radikalen Übersetzung“, demnach man stets in einer „Art von ‚Gefangenschaft‘ in den eigenen Sprachstrukturen“ verhaftet bleibt und die eigenen sprachlichen Konzepte auf die fremde Sprache „projizieren“ muss, um zu verstehen (Cappai 2003b: 108). Allerdings, so meint Cappai (2003a), ist die sprachliche Bedingtheit unserer Wirklichkeitswahrnehmung noch kein Beweis für eine grundsätzliche Unmöglichkeit von Übersetzung, denn diese könnte auch „durch *Verhandlung über die Bedeutung vermieden oder reduziert werden*.“ (Cappai 2003a: 19, Herv. d. A.) Renn (2005: 207) kommt gleichfalls zu dem Schluss, dass Unübersetzbarkeit kein absolutes Phänomen sein muss, sondern ein relatives, partielles und temporäres Problem darstellt, welches man ‚operabel‘ machen kann – und zwar durch die Unterscheidung von *Übersetzen* und *Vergleichen*:

„Aus der Behauptung, etwas ließe sich nicht übersetzen, folgt eben gerade nicht, es wäre nicht zu vergleichen, denn der zweisprachige Übersetzer, der wie Walter Benjamin als Kenner der fremden Ausgangssprache versichert, es fände sich in der Zielsprache kein Äquivalent, muss offensichtlich über einen Vergleichspunkt verfügen, auch wenn dieser Vergleichspunkt in keiner der beiden Sprachen auszudrücken ist.“ (Renn 2005: 211)

Wenn wir also die Unübersetzbarkeit eines Begriffs festgestellt haben, so haben wir uns bereits auf einen anderen, dritten Standort begeben, von dem aus die „Gebrauchsbedeutungen“ (ebd.) beider Begriffe nachvollzogen und verglichen wurden. Dieser ‚Ort‘ wird im Dialog zwischen Personen verschiedener Sprachgemeinschaften entwickelt und so wird eine wechselseitige Annäherung des einander Verstehens möglich:

„Eine solche pragmatisch geteilte, aber semantisch und intentional different gedeutete Situation wird zunächst jeweils intern aus der Perspektive der konfrontierten Lebensformen kulturspezifisch interpretiert oder auch expliziert. Aufgrund der beidseitigen Erfahrungen der Differenz zwischen diesen Deutungen, die sich im praktischen Scheitern der eigenen Unterstellungen einstellen kann, kann die Transformation der jeweils eigenen Artikulationen der Situation (die Negation eigener Normalitätsunterstellungen und ihre Differenzierung) zur kooperativen pragmatischen Konstitution eines tertium comparationis des Vergleichs führen.“ (Renn 2005: 208)

Renn holt somit die „Pragmatische Wende“ in das Problem des Kulturvergleichs und des Übersetzens fremder Sprachen hinein und rekurriert dabei wiederum auf Wittgenstein:

„Gegen die Annahme der ‚radikalen Alterität‘ spricht sich Wittgenstein schließlich in einem berühmten Satz deutlich selbst aus: ‚Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache deuten.‘ Die Pointe dieses Satzes erschließt sich indessen erst, wenn sie auf die Unterscheidung zwischen pragmatischer Zugänglichkeit und expliziter Beschreibung bezogen wird: dann nämlich ist als die gemeinsame menschliche Handlungsweise nicht eine natürliche Grundlage jedweder kulturellen Lebensformen zu verstehen, sondern die (von jeweils differenten Deutungen und entsprechenden Missverständnissen begleitete und getragene) gemeinsame Praxis innerhalb einer faktisch geteilten Situation.“ (Renn 2005: 208)

Dieser von Renn begründete handlungspragmatische Deutungsansatz beschreibt die Befremdung kulturellen Sinnverstehens (Nicht-Verstehen als Ausgangspunkt des Verstehens, s. Hirschauer/Amann 1997; Kruse 2009; Kurt 2009), die eine wesentliche Funktion im rekonstruktiven Paradigma qualitativer Forschung hat: die Erweiterung des eigenen Sinn- bzw. Relevanzsystems in einem iterativ-zyklischen Prozess der selbstreflexiven Infragestellung und Irritation des eigenen Verstehens im Vergleich zu dem ‚Fremd-Zuverstehenden‘ und damit ein Prozess der „Entselbstverständlichung“ (vgl. Breuer 2009; Kruse 2012):

„Mit dieser Auslegung des Ausdrucks ‚gemeinsame menschliche Handlungsweise‘ zeigt sich, dass die Unmöglichkeit strikt äquivalenter Übersetzung (d.h. restlos bedeutungserhaltender Übertragung) nicht prinzipielle Unzugänglichkeit bedeutet, sondern nur, dass der Zugang zu einer Kultur über eine kulturelle Grenze hinweg eine sukzessive praktische Annäherung entlang von Erfahrungen des Scheiterns von Identitäts- bzw. Normalitätsunterstellungen erforderlich macht.“ (Renn 2005: 208)

Innerhalb ethnografischer Ansätze ist diese vergleichend angelegte, handlungspragmatische Iteration des Fremdverstehens sicherlich gut nachvollziehbar – im Rahmen der Sozialisation ins Feld (s. o.). Wie ist dies aber außerhalb eines umfassenden Feldforschungsaufenthaltes möglich? Mit anderen Worten: Wie wird dieses Programm ermöglicht in der Analyse textförmig vorliegender qualitativer Daten (Forscher/in sitzt vor einem Transkript)? – Unseres Erachtens im Grunde genommen genauso: Es wird eine pragmatische Interaktion mit dem Text als Sinnstruktur eingegangen, in der ein iterativ-zyklischer Verstehens-Fortschritt vollzogen wird. Damit zeigt sich auch, dass gerade die ethnomethodologische Konversationsanalyse in Anlehnung

an Harold Garfinkel und der Ansatz der dokumentarischen Interpretation nach Karl Mannheim zentrale Ansatzpunkte darstellen im Forschungskontext fremder Sprachen (vgl. Renn 2005: 208f.): Diese beschreiben eine spezifische ethnografische Methode gegenüber der Interaktionsstruktur sprachlicher Zeichen, was in dem Beitrag von Kruse/Schmieder in diesem Band ausführlich verdeutlicht wird.

## Zu den Beiträgen in diesem Band

Trotz der breiten methodologischen und sprachphilosophischen Fundierungen – über den forschungspraktischen Umgang mit fremdsprachlichen Forschungszusammenhängen findet sich im deutschsprachigen Raum kaum Literatur. Dies zeigt sich auch an den Reaktionen auf unsere qualitative Studie, die wir in diesem Band vorstellen, worin sich immense Verunsicherungen in der Praxis offenbart haben (s. Kruse/Berthmann/Eckert/Niermann/Schmieder i.d. Band). Die Fragen der Forschenden drehen sich v.a. um methodische Regeln bezüglich der Durchführung und Analyse qualitativer Interviews vor dem Hintergrund der (inter-)kulturellen Kontexte jener hochkomplexen sprachlich-kommunikativen Konstellationen, welche die Probleme des Fremdverstehens – plötzlich – augenscheinlich machen (vgl. Kruse 2009a, 2009b; s. auch Kruse/Schmieder i.d. Band). Dabei beschäftigt viele die Frage, inwieweit und wie eine Erforschung anhand der gewohnten qualitativen Methoden westlicher Sozialwissenschaften überhaupt möglich ist (vgl. Cappai 2010; Hirschauer/Amann 1997; Matthes 2005a). Diese Frage stellt sich in einer Vielzahl von Disziplinen, was sich auch in der Heterogenität der in diesem Band zusammengestellten Aufsätze spiegelt. Wir beginnen mit einer empirischen Aufarbeitung von Forschungserfahrungen von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen unterschiedlichster Fachbereiche. Nach einem Artikel zu sprachwissenschaftlichen Grundlagen folgen dann Beiträge mit translationswissenschaftlichen, anthropologischen und regionalwissenschaftlichen Perspektiven. Im Anschluss erfolgt eine Aufarbeitung von Forschungserfahrungen im Feld der Betriebswirtschaft. Die zum Abschluss des Buches fokussierte Frage der Auswertung von im Fremdsprachenkontext erhobenen Daten wird anhand verschiedener mikrosprachlich orientierter Analysestrategien diskutiert. Im Folgenden stellen wir die einzelnen Beiträge detaillierter vor:

Am Beginn des Bandes steht der Beitrag von *Jan Kruse, Stephanie Berthmann, Judith Eckert, Debora Niermann* und *Christian Schmieder*. Auf der Datengrundlage ihrer qualitativen Emailbefragung arbeiten sie Handlungs- und Erfahrungswissen von Forscherinnen und Forschern in Fremdsprachenkontexten auf. In der Vorstellung zentraler Ergebnisse wird das spezifische Spannungsfeld, in dem sich die Forschenden bewegen, deutlich: Einerseits erfordert das Forschen im Fremdsprachenkontext eine stärkere

Zusammenarbeit mit Personen vor Ort (Dolmetschenden, Gatekeepern etc.), gleichzeitig zeigt sich bei den Praktikern und Praktikerinnen ein Primat der Selbständigkeit, das u. a. mit Bedenken bezüglich Qualitätssicherung verbunden ist. Mit welchen Strategien Forschende dieser Ambivalenz begegnen und welche Erfahrungswerte daran geknüpft sind, zeigen die Autorinnen und Autoren für die unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses auf. In diesem Zusammenhang wird auch auf generelle Problematiken und Desiderata für die Methodenliteratur eingegangen. Den Abschluss des Artikels bilden die Empfehlungen von Forschenden an Forschende. Zentral ist hier die Erfahrungsweitergabe im Hinblick auf Ressourcenumfang, Interviewdurchführung, Einbezug von Dolmetschenden, Übersetzung, Transkription, Analyse/Interpretation und Datenpräsentation.

Der linguistisch ausgerichtete Beitrag von *Brigitte Handwerker* soll illustrieren, von welcher Wichtigkeit sprachwissenschaftliche Befunde für die qualitative Analysepraxis sind. Der Artikel behandelt Phänomene, die in der Fachliteratur u. a. als idiomatische Wendungen, Phraseologismen, Kollokationen, Formeln, Muster und vorgefertigte Sequenzen bezeichnet werden – Aspekte, die in der Praxis qualitativer Sozialforschung kaum rezipiert werden. Im Mittelpunkt stehen dabei die unauffälligen Versatzstücke, die in die Analyse sprachlicher Produktion das Problem einbringen, zwischen konventionell vorgefertigten und unbewusst oder bewusst vom Erwarteten abweichenden Ausdrucksmitteln zu unterscheiden. Als Beispiele für die spezielle Problematik in der Analyse gesprochener Sprache dienen rekurrente Konstruktionen des Deutschen in Interaktionssituationen. Dabei geht es um Form- und Funktionszusammenhänge, die sich in Konstruktionen bei wiederkehrenden kommunikativen Aufgaben verfestigt haben.

*Edith Enzenhofer* und *Katharina Resch* konstatieren in ihrem Artikel, dass angesichts der Komplexität in Migrationsgesellschaften in natio-ethno-kultureller Hinsicht qualitative Sozialforschung zunehmend vor der Herausforderung steht, mit sprachlicher Vielfalt umzugehen. Gleichzeitig sind sprachwissenschaftliche und translationswissenschaftliche Aspekte in der qualitativ orientierten Methodenliteratur, v. a. wenn es um muttersprachliche Interviewdurchführung geht, bislang nur sporadisch aufgegriffen worden. In diesem Zusammenhang liefern die Autorinnen einen Beitrag zum interdisziplinären Lernen zwischen Translationswissenschaft und Sozialwissenschaft, der sich mit Übersetzungsprozessen bei Forschungsarbeiten mit muttersprachlichen Interviews und Aspekten der Qualitätssicherung beschäftigt.

*Ulrich Wettemann* fokussiert in seinem Beitrag die Frage der Qualität von Übersetzungen, spielt diese doch eine zentrale Rolle für den Erkenntnisgewinn bei der qualitativen Interviewforschung im Kontext fremder Sprachen. Der Autor untersucht zunächst, welche methodischen Leitlinien für die Interviewübersetzung in der gegenwärtigen Methodenliteratur bereits aufzufinden sind. Um diesem Desiderat entgegenzuwirken, werden dann unterschiedliche Übersetzungstypen aus der Translationswissenschaft